



## [Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt am Main](#)

Link zum [Virtuellen Leseraum](#)

Link zur [Homepage von P. Medard Kehl SJ](#)

MEDARD KEHL SJ

### **Was heißt „sentire cum ecclesia“ – heute?**

Oder: Der geistliche Sinn für die konkrete Kirche

Festvortrag zur Verabschiedung von Akademiedirektor Dr. Jürgen Thomassen

Domschule Würzburg, am 18. Juli 2009

Von einer Fachtagung mit Medienexperten vor etlichen Jahren ist mir noch das knappe und einprägsame Motto in Erinnerung geblieben, das man uns Theologen für Vorträge (zumal Festvorträge ...) mit auf den Weg gab: „Unterhaltsam sei deine Rede und gut!“ Um zumindest dem ersten Wort dieser Empfehlung gerecht zu werden, möchte ich mich dem mir gestellten Thema auf narrativ-biographische Weise annähern.

Es war in der Zeit meines Theologiestudiums in Frankfurt/St. Georgen, also in der zweiten Hälfte der 60er Jahre. Es war zugleich die erste Phase der Rezeption des 2. Vatikanischen Konzils mit all ihren Unruhen und zunehmend stärker werdenden Polarisierungen in der Kirche. Da empfahl mir mein damaliger, von mir sehr verehrter theologischer Lehrmeister, P. Otto Semmelroth, dessen Nachfolger in St. Georgen ich einige Jahre später werden sollte, ein Buch des zu dieser Zeit sehr berühmten französischen Jesuiten und Theologen Henri de Lubac SJ zu lesen: „Méditation sur l' Église“. Ich las es in der 1968 erschienenen, kongenialen Übersetzung von Hans Urs von Balthasar: „Die Kirche. Eine Betrachtung“. Diese aus der ganzen Fülle der patristischen, mittelalterlichen und neuzeitlichen Kirchenspiritualität und Kirchentheologie schöpfende Meditation über die Kirche hat mich einfachhin begeistert. Ich konnte den Sätzen von H. U. v. Balthasar in seinem Vorwort voll zustimmen: „Es ist ein Betrachtungs-, kein Lehrbuch über die Kirche; aber Weisheit kann mehr sein als Wissenschaft. Es ist ein Buch der Liebe mehr als des Verstandes, und Liebe, die erleuchtet und geordnet ist, ist auf jeden Fall mehr als Verstand“ (S. 9). Im Nachhinein sehe ich es als eine glückliche Fügung, dass dies das erste größere Buch über die Kirche war, das ich gelesen habe. Die Kirchenmeditation von Henri de Lubac hat nachhaltig die Weichen für mein eigenes geistliches Verhältnis zur Kirche und nicht minder für mein theologisches Verständnis von Kirche gestellt.

Aber noch tiefer als die vielen guten Gedanken dieses Buches hat sich in meinem Gedächtnis eingepägt, was P. Semmelroth mir über die Begleitumstände der Entstehung dieses Buches erzählt hat: Henri de Lubac war ja in den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts einer der großen Vordenker der sog. „Nouvelle Théologie“ und damit auch der geistigen Überwinder des starren, ungeschichtlichen Denkens der seinerzeit dominierenden Neuscholastik. 1962 sollte er zu einem der bedeutendsten Konzilstheologen aufsteigen. Gerade die großen dogmatischen Konstitutionen über die Offenbarung (Dei Verbum) und über die

Kirche (Lumen Gentium) verraten deutlich seine Handschrift. Aber in den Jahren davor musste H. de Lubac einen schweren Kreuzweg in der Kirche gehen: 1950 wurde ihm von seinen römischen Ordensoberen (auf Anweisung des Hl. Offiziums) die Lehrerlaubnis am Institut Catholique in Lyon entzogen, und alle seine Veröffentlichungen wurden unter eine scharfe Vorzensur gestellt. Was mich bei diesem Vorgang bis heute tief beeindruckt und worin ich ein authentisches Modell für das Ignatianische „Sentire cum ecclesia“ in unserer Zeit sehe, ist die Reaktion von H. de Lubac auf dieses offenkundige, schon damals von vielen Theologen und Gläubigen so empfundene Unrecht: Er nahm diese Entscheidung im Gehorsam an; er verzichtete auf jeden öffentlichen Protest, veranstaltete keinen Medienrummel (wie wir es zur Genüge aus der nachkonziliaren Zeit kennen); nein, er zog sich in seine Studierstube zurück und schrieb eines der schönsten Bücher der neueren Theologiegeschichte über die Kirche: ebendiese Meditation über die Kirche, die 1953 auch erscheinen durfte.

Dieses Buch erlebte innerhalb eines Jahres drei Auflagen und nahm sehr viel von den späteren Aussagen des Konzils über die Kirche vorweg. H. de Lubac brachte damals die Geduld des Wachsens und Reifens auf, ohne die ein fruchtbares Leben und Denken innerhalb und mit der Kirche nicht möglich ist. Diese Art und Weise, einen schweren innerkirchlichen Konflikt aufzuarbeiten und auf Dauer zu einem Segen für die Kirche werden zu lassen (eine Weise, die übrigens auch Madelaine Delbrêl ungefähr zur gleichen Zeit im Konflikt um die französischen Arbeiterpriester anwandte) – diese Art und Weise gab mir und zahlreichen jüngeren Theologen damals einen Maßstab für gute kirchliche Theologie und für das rechte Verständnis des Ignatianischen „Sentire cum ecclesia“ an die Hand.

Wenn ich diese Erinnerung heute in dieser großen Runde öffentlich kundtue, dann bewusst auch deswegen, weil ich der Würzburger Akademie/Domschule mit ihrem außerordentlich verdienstvollen Werk für die Kirche des ganzen deutschsprachigen Raumes „Theologie im Fernkurs“ und damit auch ihrem langjährigen, das Werk prägenden Direktor, Dr. Jürgen Thomassen, meinen Dank und meine Reverenz erweisen möchte. Denn diese Institution weiß sich mit ihren Verantwortlichen und vielen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen dem kirchlichen Geist des hl. Ignatius verbunden. Dafür zeugt ja sehr klar das Thema dieses Festvortrags, das Sie sich, lieber Herr Dr. Thomassen, zu ihrem Abschied hier gewünscht haben: „Der geistliche Sinn für die konkrete Kirche“.

Soweit dieser narrative Einstieg in unser Thema. Da ich aus verständlichen und von mir auch gern akzeptierten Gründen gebeten wurde, mein Zeitbudget in recht überschaubaren Grenzen zu halten, beschränke ich mich jetzt in meinen eher theoretischen Überlegungen auf einen einzigen Punkt, der mir für diese Frage nach dem wahren Fühlen mit der Kirche bzw. dem geistlichen Sensus (Sinn) für die Kirche wichtig erscheint. Ich greife dazu einen zentralen Begriff der Ignatianischen Regeln zum „Sentire cum ecclesia“ aus dem Exerzitienbuch heraus und aktualisiere ihn für unsere heutige kirchliche Situation. Es ist der Begriff „Loben“, den Ignatius geradezu litaneiartig in diesen Regeln gebraucht. Ich gehe nun in drei Schritten voran:

## **1. Der geschichtliche und theologische Hintergrund dieser Regeln**

Ignatius hat seine 18 Regeln zur wahren kirchlichen Gesinnung zu verschiedenen Zeiten verfasst; zum großen Teil während seiner Studienzeit in Paris. Sie sind im Blick auf die sog. „Neuerer“ des Glaubens verfasst, also sowohl im Blick auf Erasmus von Rotterdam und seinen Humanismus als auch im Blick auf Martin Luther und seine reformatorische Theologie. Aufgrund der geistlichen Übungen, die Ignatius in Paris erteilte, und zwar noch vor dem

Abschluss seines Theologiestudiums und vor der Priesterweihe, also als purer Laie in theologischen und spirituellen Dingen, war er in den Verdacht der Ketzerei geraten: Er müsse wohl zu den „Illuministen“, den „Erleuchteten“ (nicht zu verwechseln mit den Illuminaten des 18. Jahrhunderts!), die die institutionelle Kirche für ihr geistliches Leben und ihr ewiges Heil nicht brauchten, sondern aus der unmittelbaren Erleuchtung durch den Heiligen Geist ihren eigenen Weg zum Heil zu finden meinten. Unter diesem Verdacht wurde Ignatius bei der Inquisition angeschwärzt und musste einige Untersuchungen über sich ergehen lassen. Deswegen fügte er schließlich „18 Regeln zur wahren kirchlichen Gesinnung“ seinen Exerzitien hinzu, um seine eigene Kirchlichkeit klar und unmissverständlich zu betonen.

Diese Regeln sind im Einzelnen zweifellos sehr zeitbedingt und nicht einfach buchstäblich in unsere Zeit zu übertragen. Aber es gibt darin durchaus auch etwas die Zeiten Überdauerndes, das Ignatius mit Hilfe der Exerzitien der Kirche aller Zeiten und Kulturen weitervermitteln möchte. Was ist das? Es ist das in den Exerzitien ausformulierte geistliche Programm, die ganz persönliche Suche des Einzelnen nach dem Willen Gottes für sich selbst und damit auch die Suche nach seiner persönlichen Nachfolge Christi einzubinden in die konkrete sichtbare Kirche und ihre Strukturen. Das individuelle Subjekt des Glaubens und der dem Einzelnen vorgegebene Lebensraum des Glaubens, die Kirche, müssen für Ignatius bei dieser persönlichen Suche letztendlich zur Übereinstimmung kommen, wenn es denn wirklich der Wille Gottes sein soll, nach dem ich suche. Dahinter steht die theologische Grundüberzeugung, die Ignatius in der 13. Regel auch klar ausspricht: In Christus und in seinem Leib, der Kirche, wirkt derselbe Heilige Geist, der auch uns, die einzelnen Glaubenden, zu unserem persönlichen Heil leitet und lenkt. Die Kirche als „Gemeinschaft der Glaubenden“ zu bekennen heißt demnach, sie als Gestaltgewordene „Gemeinsamkeit im Persönlichsten“ zu bejahen und sich ganz in sie hineinzubegeben.

## 2. Der Sinn des Ignatianischen „Lobens“ heute

Auf dem Hintergrund dieser theologischen Überzeugung zählt Ignatius nun in den ersten 11 Regeln zum „Sentire cum ecclesia“ so ziemlich alles auf, was es damals vonseiten der Humanisten und der Reformatoren an der katholischen Kirche zu kritisieren gab. Ignatius geht dabei überhaupt nicht auf diese Kritik ein; er weist sie auch nicht in apologetischer Manier zurück. Stattdessen empfiehlt er einfach, genau diese Dinge zu *loben*, sie gutzuheißen, ihren wahren Sinn für den Glauben zu entdecken und lebendig zu halten. Ein paar Beispiele:

Die vierte Regel (EB = Exerzitienbuch Nr. 356):

„Loben mit Nachdruck die Orden, die Jungfräulichkeit und die Enthaltbarkeit ...“

Die fünfte Regel (EB 357): „Loben die religiösen Gelübde des Gehorsams, der Armut, der Keuschheit und anderer Vollkommenheiten der Übergebühr ...“

Die sechste Regel (EB 358): „Loben die Reliquien der Heiligen, indem man jenen Verehrung erzeigt und zu diesen betet. Loben auch Stationsandachten, Wallfahrten, Ablässe, Jubiläen, Kreuzzugsbullen und das Anzünden von Kerzen in den Kirchen.“

Die siebte Regel (EB 359): „Loben Bestimmungen über Fasten und Abstinenz wie in der Fastenzeit, an Quatember, an Vigilien, freitags und samstags. Ebenso Buße, nicht nur innere, sondern auch äußere.“

Was kann an diesen seltsamen Regeln für uns heute, für unser Verhältnis zur Kirche, noch hilfreich sein? Sicher nicht alle genannten Details des Lobens! Über vieles davon ist die Frömmigkeitsgeschichte hinaus- und weitergegangen. Was aber bleiben dürfte und sollte, ist das, was ich mehr grundsätzlich die „Kultur des Lobens“ in der Kirche nennen möchte. Um diese Kultur des Lobens ist es in unserer heutigen Kirche (genau wie damals) nicht sonderlich gut bestellt. Im Gegenteil: Ich habe zuweilen den Eindruck, dass die mit dem tiefgreifenden, weithin auch begrüßten Wandel des katholischen Kirchenbildes in und nach dem 2. Vatikanischen Konzil sich zugleich verbindende (und keineswegs immer unberechtigte) Kritik an der konkreten Kirche, an ihren Leitungsstrukturen und am Verhalten mancher Amtsträger in Gefahr steht, mit der Zeit eine grundsätzlich negative und im Blick auf die jüngeren Generationen auch ausgesprochen kontraproduktive Eigendynamik zu entwickeln. Das heißt: Der kritische Blick auf die institutionelle Kirche wird so sehr zum Vorzeichen jeglicher Kirchenwahrnehmung und Kirchendiskussion, dass eine tiefverwurzelte, wirklich unbezwingbare Freude an der Kirche mehr und mehr abhandenkommt oder erst gar nicht mehr entstehen kann. Ich spreche hier von einer Freude, die vergleichbar ist mit dem, was Romano Guardini einmal über den Humor gesagt hat:

„Er leidet, oft sehr tief, bringt es aber fertig, nicht bitter zu werden, sondern zu tun, was – zusammen mit den echten Tränen – eine der letzten Ausdrucksformen des Menschlichen darstellt, zu lächeln. Darin ist die Kraft, Unabhängigkeit, Weisheit, Schmerz und überwindende Duldung. Ja, darin ist Liebe, Liebe zum Dasein, wie es ist ...“ und – so können wir ergänzen – Liebe zur Kirche, wie sie ist.

Um der Gefahr des schleichenden Verlustes dieser Freude und dieser Liebe zur Kirche zu widerstehen, könnte die Pflege einer von Ignatius vorgeschlagenen „Kultur des Lobens“, also einer aller Kritik vorausliegenden und sie „imprägnierenden“ Zustimmung zur konkreten Kirche und zu innerkirchlichen Vorgängen, an Bedeutung gewinnen. Erstaunlicherweise hebt gerade ein evangelischer Theologe, nämlich Gottfried Maron, in seinem Ignatiusbuch genau die zentrale Bedeutung dieses Lobens bei Ignatius hervor:

„Gegen das Schmähen wird das Loben, gegen das Kritisieren wird das Rühmen gesetzt. Das ist der entscheidende Beitrag des Ignatius zur katholischen Erneuerung im 16. und 17. Jahrhundert. Ihr eigentliches Geheimnis ist ein ‚Pro‘ und nicht ein ‚Contra‘; deshalb kann nicht nur von ‚Gegenreformation‘, sondern es muss auch positiv von ‚katholischer Reform‘ gesprochen werden. Das ignatianische Programm des Lobens ist ein Programm der Kirchenverehrung, der Kirchenliebe und der Kirchenfreude. Es ist ein zugleich innerliches und äußerliches Reformprogramm: Es wird zunächst eine *innere Haltung* gefordert und eingeübt, die aber weitgehend an *äußerliche Dinge und Verrichtungen* gebunden ist.“ (G. Maron, Ignatius von Loyola. Mystik – Theologie – Kirche, Göttingen 2001, 135 f.)

Nicht zufällig spricht Ignatius am *Anfang* und am *Ende* der Exerzitien vom Loben: Im „Fundament und Prinzip“ der Exerzitien nennt er als erste Bestimmung des Menschen, wozu er geschaffen ist: „Gott, unseren Herrn, zu loben“ (EB 23); und am Ende der Exerzitien bezieht er mit den Regeln zum „Sentire cum ecclesia“ (EB 352–370) bewusst auch Gottes vielfältiges

Heilshandeln in der Kirche mit in dieses Lob ein. „Gottes Lob“ und „Kirchenlob“ sind keineswegs dasselbe; aber sie dürfen auch nicht auseinandergerissen werden. Es ist darum theologisch legitim und spirituell heilsam, die Kirche als Gegenstand unseres Glaubens in das dankbare Lob Gottes mit hineinzunehmen – all ihrer Schwäche und ihrem Versagen zum Trotz.

### 3. Ein Einwand aus heutiger Sicht: Wo bleibt der kritische Freimut?

Spätestens an dieser Stelle meldet sich bei vielen ein starker Einwand: Wo bleibt in einer solchen „Kultur des Lobens“ noch Raum für den biblisch-kritischen Freimut, die Parrhesia? Und zwar gerade dann, wenn es – wie bei Paulus gegenüber Petrus im Galaterbrief – um die wahre christliche Freiheit gegenüber allen Formen einer starren Gesetzes- und Traditionsfrömmigkeit geht, die sich in unserer Kirche ja zu allen Zeiten, von der Urkirche an bis heute, in den Vordergrund drängen will!

Hier muss ich zunächst einem möglichen Missverständnis wehren: Die von Ignatius empfohlene „Kultur des Lobens“ macht keineswegs blind oder stumm oder funktionärhaft angepasst! Das von ihm gemeinte Loben ist nicht zu verwechseln mit den das Wohlgefallen der kirchlichen Hierarchie gewinnen wollenden Lobgesängen kirchlicher Claqueure. Vom „Loben“ bei Ignatius gilt vielmehr das, was der große englische Schriftsteller C. S. Lewis einmal vom Loben generell gesagt hat: „Immer sind es große, geistig weite Menschen, die etwas, auch im Kleinen, zu loben hatten ... Es scheint mir, dass Lobenkönnen nichts anderes ist als ein Zeichen von innerer Gesundheit.“

Wenn das stimmt, dann hat auch *innerhalb* einer gesunden und gesund machenden „Kultur des Lobens“ der freimütige Einspruch und Widerspruch in der Kirche seinen legitimen Platz. Z. B. dann, wenn es um die stets neu zu erbittende und zu erringende Transparenz kirchlicher Strukturen und Verhaltensweisen auf Jesus Christus hin geht, auf sein befreiendes, in die Weite führendes, der Situation des einzelnen Menschen gerecht werdendes Handeln hin. Eben gemäß seinem eindeutigen Wort: „Der Menschensohn ist Herr über den Sabbat...“, denn der „Sabbat (d. h. die Institution und die Tradition) ist für den Menschen da und nicht der Mensch für den Sabbat“. Oder jenes Wort, das ich immer als einen „Stachel im Fleisch“ unserer Kirche empfinde: „Bei euch soll es nicht so sein!“

Ein gutes Kriterium dafür, ob der kritische Freimut sich wirklich verträgt mit einer ihn umgreifenden „Kultur des Lobens“, liegt zweifellos in der *Sprache*, der sich Einspruch und Widerspruch bedienen: ob sie von Polemik und dem Wunsch nach Polarisierung bestimmt ist oder auf Versöhnung und Vermittlung hinzielt; ob sie also darauf achtet, den anderen nicht in *seinem* religiösen Empfinden, in seinem *Sentire cum ecclesia* zu verletzen, sondern ihn zu verstehen und auch bei ihm den Wahrheitskern des Glaubens zu entdecken. Eine auf Verstehen und Versöhnen zielende Sprache hat durchaus die Kraft, sowohl die Dinge beim Namen zu nennen, als auch verhärtete Fronten in Bewegung zu bringen. Sie kann sich zudem an einem realen kirchlichen Modell orientieren: an dem Stil der Kommunität von Taizé und ihrem weltweiten Weg der Versöhnung. Da wird weithin sichtbar das anziehende Bild einer versöhnten und versöhnenden Kirche vorgelebt. Kein Wunder, dass sich dort mit Vorliebe junge Christen aus allen Kontinenten und allen kirchlichen Strömungen sammeln. Sie finden eben dort eine schier unversiegbare Quelle der Freude am Glauben und an der Kirche, aber zugleich auch einen Ort der Freiheit in ihr.

Sich an solchen und vergleichbaren Orten anschaulich gelebter Kirchlichkeit zu orientieren, dürfte ein guter Weg sein, um diese hier angedeutete Kunst immer besser zu erlernen: nämlich

eine Kultur des Lobens zu verbinden mit einem der Versöhnung dienenden, kritischen Freimut in der Kirche. Gebe Gott, dass auch die Würzburger Domschule mit ihren weit verzweigten Aktivitäten auf ihre Weise ein solcher Ort bleibe und so *ihren* Dienst an einer der frohmachenden Botschaft Jesu verpflichteten Kirche im deutschsprachigen Raum leisten kann. Dazu wünsche ich Ihnen, zumal den jetzt nachfolgenden Verantwortlichen, Gottes Segen!